

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 18698.

Inseratskosten die 7 gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauproschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Auf dem sächsischen Landesparteitag wurde die Anstellung eines Landessekretärs beschloffen; die Anträge auf Vertretung der Frauen im Landesvorstand wurden abgelehnt.

Die Budgetkommission erledigte die zweite Lesung des Wehrbeitrages.

In der französischen Kammer kam es bei der Beratung der Heeresvorlage zu erregten Debatten, als der Sozialist Mistral die Praktiken der Rüstungsindustriellen geißelte.

Die russische Regierung forderte die Balkanverbindeten auf, binnen vier Tagen Denkschriften einzureichen, die die Grundlage für den Schiedsspruch bilden sollen.

Die Ehre des Soldaten.

Leipzig, 24. Juni.

Derartige Debatten über den Militarismus, wie sie unsere Genossen seit zwei Wochen im Reichstage pflegen, waren noch nicht da, so lange das Reich besteht. Die sozialdemokratischen Anträge werden zwar durch die Bank von der bürgerlichen Mehrheit abgelehnt, aber hier kann man nur sagen: um so schlimmer für diese Parteien und um so besser für diese Anträge; denn um so klarer tritt die Tatsache hervor, daß selbst die notwendigsten Reformen im Militärwesen an allen bürgerlichen Parteien eine entschlossene Gegnerschaft und nur an der Sozialdemokratie eine ebenso entschlossene Freundin finden. An sich ist das Kriegswesen die revolutionärste aller Wissenschaften. Ihre Grundlage, die Technik der Mordwaffen, befindet sich in einem ewigen Umwälzungsprozeß, und die Gelehrten des „großen Krieges der Jetztzeit“ — das Wort stammt vom General von Falkenhäuser — haben eigentlich jeden Tag umzulernen, wenn sie irgendwie auf der Höhe ihrer Aufgabe bleiben wollen. Trotzdem gibt es kein Gebiet des öffentlichen Lebens, wo das starre Festhalten am Ueberkommenen, die berühmte „Tradition“ so gepflegt wird, wie gerade beim Militarismus. Die Waffe ändert sich, aber der Mensch, der die Waffe trägt, so meint man, bleibt stets der gleiche. Hier ist in der Tat der Mensch, der Soldat, lediglich Objekt, Schafigur, der um so besser seinen Zweck erfüllt, je mehr er von den menschlichen Eigenschaften verloren hat. Die Dressurlinien des Militarismus haben nur den einen Zweck, die speziellen Eigenlichkeiten der einzelnen Personen auszutilgen, und aus ihnen eine unterchiedslose Masse zu machen, von der eine genau so denkt, empfindet und handelt wie der andre, wo jedes Nachdenken, jede Kritik, jede Ueberzeugung, kurzum, alles

individuelle abgestreift ist: Der Automat! Das ist das Ziel des Militarismus.

In dieses verrottete System Brezche zu legen, war das Hauptziel der sozialdemokratischen Anträge. Die Sozialdemokratie will, daß auch der Soldat Bürger bleiben soll, daß ihm das Stimmrecht, das ihm erst Ende der sechziger Jahre geraubt wurde, wieder gegeben werden soll, daß er vor allen Dingen niemals die eine Tatsache aus dem Auge verliere: nicht gegen das Volk, sondern für das Volk zu kämpfen ist sein Beruf, und ehrlos ist, wer sich für volksfeindliche, für hochverräterische Pläne mißbrauchen läßt. Daß alle Anträge in dieser Richtung den wundesten Punkt des heutigen Heerwesens treffen, das bewies am besten der brüste Ton, mit dem der Reichskanzler bei Beginn der zweiten Lesung jede „Demokratisierung“ des Heeres ablehnte. Am schmerzlichsten aber traf der Antrag: dem Soldaten das Recht der Notwehr zu geben, d. h. das Recht, eine Beleidigung oder Mißhandlung auf der Stelle entsprechend zu erwidern. Hier handelt es sich in der Tat um die Ehre des Soldaten, die heute noch, wie die Anzahl der sich stets wiederholenden Soldatenschindereien beweisen, von der Heeresleitung trotz aller Beteuerungen nicht gewährt wird.

Wie lange soll der schamlose, ekel- und grauenhafte Zustand noch herrschen, daß deutsche Soldaten von ihren Vorgesetzten gezwungen werden, wie es duhndfach vorgekommen ist, ihren eigenen Kot zu verzehren, Spudnapfe auszutrinken, fremden Speichel aufzulucken, sich mit Trensen, Kandaren, Reit- und Fahrreißeln blutig schlagen zu lassen, heim Gezierten „Schleien“ zu lassen, bis sie umsinken, beim Ueben — — doch wer nennt alle diese namlosen Infamien, mit denen Jahr für Jahr betrübte oder besternte Halunken die Menschenehre des Soldaten schänden und mit Füßen treten! Und welche Strafen sieht das Militärstrafgesetzbuch auf diese Schurkereien? Und welche Strafen vollends werden von den Militärgerichten ausgesprochen? Gewiß! Es macht sich sehr schön, wenn der gerade amtierende Kriegsminister im Reichstage beteuert, daß die Militärmißhandlungen gerade von der Heeresleitung in höchstem Maße „bedauert“ und „bekämpft“ werden! Es wäre ja auch noch schöner, wenn die Armeeverwaltung sich über diese Mißhandlungen freuen würde! Aber „bekämpfen“? — Wie oft ist nicht im Reichstage von „mahgebender“ Stelle erklärt worden, man erblicke in der Mißhandlung eine ehrlose Handlung. Wo steht aber der Offizier, wo der Unteroffizier, der wegen Mißhandlung ins Zuchthaus gesteckt wäre? Man wird lange suchen können! Leichten Arrest, Mittelarrest, eine lächerlich geringe Gefängnisstrafe: das ist die Sühne dafür, daß man Menschenehre geschändet und verwüstet hat.

Der Kampf gegen diese Soldatenschinder ist erst aufgenommen worden, als die Sozialdemokratie im Reichstage stark genug war, diese Schandtaten an das Tageslicht zu

ziehen. Hier hat sich Genosse Bebel bleibende Verdienste erworben. Vordem dachte man gar nicht daran. Im Gegenteil galt es bei den meisten Vorgesetzten als untrennbar verbunden mit dem Begriff der „Strammheit“, daß die Mannschaften gehörig verprügelt wurden. Es handelt sich hier um einen Rest aus der Zeit des Söldnerwesens und des Absolutismus, der gerade bei uns in Deutschland so stark sich erhalten hat, weil bei uns auch heute noch vielfach das Heer als das blinde Werkzeug eines Autokraten gilt und weil sich neben Russland nirgendwo die absolutistische Militärso konserviert hat, wie in Deutschland. Das Söldnerheer bestand aber nicht aus Soldaten im heutigen Sinne der allgemeinen Wehrpflicht, sondern aus gestohlenem, geraubtem, geprobttem Kriegsvieh, das man in den bunten Rock steckte und das man so lange und so unmenslich mißhandelte, bis der letzte leise Funke menschlichen Ehrgefühls zum Teufel gegangen war und das, wie der alte Fritz verlangte, seinen eigenen Offizier mehr fürchtete als den Feind. Daß diese Auffassung vom Soldaten auch heute noch keineswegs ausgestorben ist, das beweisen die endlosen Mißhandlungen, noch mehr aber beweisen es ihre leichtesten Bestrafungen. Hier verlangt die Sozialdemokratie, daß dem Soldaten das unveräußerliche Menschenrecht der Notwehr gegeben wird, jenes Recht, das mit dem Menschen geboren ist, das jedem Menschen ansteht, das einzig und allein der Soldat entbehrt. Es wäre außerordentlich heilsam, wenn jeder Vorgesetzte wüßte, daß er bei jeder Brutalität in Wort oder Handlung Gefahr läuft, sofort mit gleicher Münze bezahlt zu werden. Bei den Soldatenschindern handelt es sich durchweg um elende Feiglinge, die den Mut zur Mißhandlung nur schöpfen aus der Wehrlosigkeit ihrer Opfer. Mit den grauenhaften Mißhandlungen wäre sehr rasch aufgeräumt, wenn der Soldat das Recht erhält, nach dem Wort des Alten Testaments zu handeln: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Trommelfell um Trommelfell. Diese Forderung ergibt sich schon daraus, weil wir den Soldaten nicht schlechter stellen wollen wie den Nichtsoldaten. Das Recht der Notwehr aber hat jeder.

Die Heeresverwaltung ist außerstande, die Mißhandlungen zu beseitigen. Sie sind mit dem Wesen des heutigen Militarismus ebenso untrennbar verbunden, wie die Prostitution mit der bürgerlichen Gesellschaft. Die Heilung muß von innen heraus kommen, durch eine Demokratisierung der Armee, die nichts anderes ist, als eine Etappe auf dem Wege zur Miliz. Es gilt, die geschändete Menschenehre, die Ehre des Soldaten zu achten — und auch von diesem Befreiungsakt gilt, was von dem großen Freiheitskampf der Arbeiterklasse gilt: die Befreiung der Arbeiter kann nur das Werk der Arbeiter selbst sein.

Feuilleton.

Vom Waisenhaus bis zur Fabrik.

[Nachdruck verboten.]

Seit dieser Zeit hatte ich Brot schneiden können nach Herzenslust, und wer den Hunger eines im Waschen begriffenen Burschen kennt, der weiß, was das heißt, selber das Brot schneiden zu dürfen. Die geringe Zuversicht, mit der ich in die neue Lehrstelle getreten war, machte, angesichts des „Biertele“ dünnen Mostes und des nicht allzu groß geratenen Stückes Brot, größter Bekümmernis Platz. Ich fragte mich, was wird dir der Tag noch bringen? Ohne meinen Kummer merken zu lassen, nahm ich, was da stand, und setzte mich gleich den andern auf die Hobeibank. Es dauerte nur eine kurze Weile, und das Examen ging los. Man bedeutete mir, daß außer mir noch ein „Stift“ da sei, der aber zehn Tage vor mir gekommen war. Die Gesellen, es waren ihrer drei, waren junge Leute im Alter von 18 bis 21 Jahren. Der jüngste von den dreien, er wurde Karl genannt, war, wie ich gleich von ihm hörte, im Ueberlinger Waisenhaus erzogen worden und war an Ostern aus der Lehre gekommen. Er war ein sauberer Bursche mit hellblonden Haar, roten Backen, aber sonst war nicht viel los mit ihm. Er hatte sich aber, trotzdem er wenig leisten konnte, rasch die Gesellenpossen angewöhnt und glaubte, die Lehrlinge ebenso kuzonieren zu müssen, wie er früher kuzoniert worden war und wie er es seine beiden Kollegen redlich tun sah. Der nächstälteste Geselle war ein kleines, schmächtiges Kerlchen mit impertinent spitzer Nase und spittem Kinn, eine richtige kleine Giftkröte. Der kleine hieß Jakob und war, wie ich sofort dem Dialekt entnahm, aus

dem Württembergischen. 's Jakoble, wie wir ihn nannten, hat sich anfangs sehr bössartig benommen, später besserte er aber seine Sitten, als ich ihm einmal mit einem Abfallstück abgewinkt hatte, und schließlich sind wir noch ganz gute Freunde geworden. Der dritte der Gesellen hatte die zwanzig überschritten. Es war ein groß und kräftig gebauter Bursche, ebenfalls ein Württemberger. So groß und lang der Bursche war, so roh, gemein und brutal war er auch. Ich habe zahlreiche Gesellen in den drei Jahren kennen gelernt, aber so einen rohen und brutalen Gesellen wie diesen lernte ich nicht mehr kennen. Auch in meinem ferneren Leben lernte ich keinen solchen Beurlingshinder kennen, wie Johannes Gerold, so hieß der Bursche, einer war. Der Mensch verstand es, Lehrlinge aus dem ff zu kuzonieren, und er übte nach der Richtung hin einen verberblischen Einfluß aus auf den von Natur gutmütigen Karl und den nicht minder gutmütigen Jakob. Der letzte in der Reihe war der andre Stift. Christian Winter war sein Name, war gleich mir eine elternlose Waise und im Armenwege, vom Kreisaußschuß Konstanz, auch wie ich, zu Meister Peterle in die Lehre gegeben worden. Er stammte aus Konstanz, wo er einen wohlhabenden Onkel hatte, einen ehemaligen Baumeister, der sich zur Ruhe gesetzt. Außerdem hatte er in Ueberlingen noch wohlhabende und angesehene Verwandte, unter denen sich auch ein Schreinermeister befand. Er hatte also vor mir einiges voraus, und daher mangelte es ihm, im Gegensatz zu mir, selten an einem kleinen Taschengeld, während ich in der Regel keinen einzigen Pfennig mein eigen nannte. Das war die Gesellschaft, in der ich mich fürderhin bewegen sollte.

Als ich über meine bisherigen Verhältnisse berichtet hatte und bemerkte, daß ich schon zwei Jahre gelernt hätte, daß ich bald 17 Jahre alt sei und als Geselle hätte fortgehen können, da lachte man mich einfach aus. Gerold meinte: „Dir werde ich die Post bald ausgetriebe habe.“ Mir wurde je länger und je mehr dange um das Los, das meiner in dieser Gesellschaft zu warten schien. Meine schlimmsten

Erwartungen wurden aber später durch die Tatsachen noch übertroffen. Gerold belehrte mich, daß ich jetzt kein Lehrling mehr sei, sondern ein „dummer Stift“, der zu tun habe, was ihn die Gesellen hießen. Weil ich zum Meister „Herr Peterle“ gesagt hatte, belehrte er mich, das sei „der Alte“, und die Frau Meisterin sei „die Alte“, oder auch der „Schüß“, sonst aber seien diese der Meister und die Meisterin. Behorlam und Achtung gegenüber den Gesellen sei die erste Pflicht des Stifts. Der Alte sei nicht immer da, und dann könnte es leicht „Abfälle“ geben. Ein Wink mit der Hand belehrte mich, was das heißen sollte.

Das Wiederkommen des Meisters machte den „Belehrungen“ und dem Examen ein Ende. Ich „mühte“ wieder weiter auf meinem Brett, bis die Haare weg waren. Dann stellte mich der Meister an den Hausen Abschnitte, der hinter meinem Rücken durcheinanderlag, hieß sie mich ordnen und nach Größe und Breite zusammenstellen, was mir Heber war als Bretter hobeln. Meinem Ordnungsstrieß konnte nichts Besseres unterstellt werden. Mit Feuereifer ging ich an das Ordnen der Abschnitte. Bei dieser Arbeit machte ich die Entdeckung, daß mit den Gesellen, Lehrlingen und dem Meister sich auch noch Hühner in den Besitz der Werkstatte teilten. Auf einem alten Schreibsekretär stand ein großer Hühnerstall, in den sich jetzt, bei androhendem Abend, die gackernden Eierpenderinnen zurückzogen. Nun kam ich auch ins Reine über den Gestank, der mir den ganzen Nachmittag mit durchdringender Schärfe in die Nase gestochen, dessen Ursprung ich aber nicht hatte entdecken können. So kam langsam die Zeit herbei, von der ich gewöhnt war, sie als Feierabend zu bezeichnen. Es wollte und wollte aber nicht Feierabend werden! Alle paar Augenblicke wandten die Gesellen, verstohlen schleichend, den Kopf der Türe zu, die auf den Hof hinaus führte. Ich konnte mir nicht klar darüber werden, warum die Gesellen nicht Feierabend machten, nach meiner Schätzung mußte es doch schon längst sieben Uhr sein. Ich wußte den noch nicht, daß sie bloß Mut gegenüber den „Stiften“ hatten, daß sich aber ihr